

Erasmus Be- schwerden

«Der Traum von Rückkehr» – Horacio Castellanos Moya Roman eines Exilanten, dem die Heimat zu entweichen droht

Der Salvadorianer Horacio Castellanos Moya hat als linker Journalist die bewaffneten Kämpfe zwischen den Ideologien in Mittelamerika hautnah miterlebt. In «Der Traum von Rückkehr» zieht er Bilanz über diese Zeit.

ALBERT BUSCHMANN

Dieser Roman erzählt keine schöne Geschichte. Er hat keinen sympathischen Helden. Es gibt keine spannenden Verwicklungen, weder in Liebesdingen noch in der Politik. Er ist unbeleckt von allen in Creative-Writing-Seminaren gelehrten Ratschlägen für einen gut gebauten Roman. Und gerade deshalb ist Horacio Castellanos Moya die wohl wichtigste literarische Stimme Zentralamerikas und sein letzter Roman so authentisch.

«Der Traum von Rückkehr» bringt den Leser zurück an den Anfang der neunziger Jahre, als Mexiko der sichere Hafen für alle Verfolgten des Bürgerkriegs in El Salvador war, aber auch Rückzugsraum für die Guerilla und Treffpunkt von Exilpolitikern und Journalisten. Einer von ihnen ist Erasmo Aragón, der kurz vor Ende des Kriegs den Entschluss fasst, in seine Heimat zurückzukehren, um an einer neuen Zeitschrift mitzuarbeiten und den demokratischen Neuanfang mitzugestalten. Nur noch seine elenden Leberbeschwerden will er loswerden, weshalb er den Arzt Don Chente aufsucht, einen Spezialisten für Akupunktur und Hypnose sowie zudem Landsmann und alter Freund der Familie. Das mit der Hypnose kommt dem Macho Erasmo zwar komisch vor, aber – sie hilft!

Trance und Trauma

In mehreren Sitzungen redet er sich in Trance seine Traumata von der Seele

und kann wieder schmerzfrei schlafen. Bis Don Chente unangekündigt zurück nach El Salvador reist. Und in Erasmo keimt der Verdacht, unter Hypnose auch davon erzählt zu haben, wie er als Student – ohne es zu ahnen – einen Freund an Geheimdienstspitzel verraten hatte, worauf der von Kugeln durchsiebt aufgefunden worden war. Was, wenn diese und andere wenig schmeichelhafte Erinnerungen, notiert im kleinen schwarzen Heft des versierten Analytikers, in El Salvador in die falschen Hände gerieten? Erasmos Traum von einer Rückkehr nach El Salvador wäre verbaut, bevor er recht begonnen hätte.

Und so überlagert sich die Suche nach dem Arzt und nach der eigenen Erinnerung – auf die Erasmo im Wachzustand nur schemenhaft Zugriff hat – mit dem vergeblichen Versuch, die wachsende Paranoia mit Wodka Tonic in Griff zu bekommen. Und den Kater am Morgen danach erst mit einem Bier und dann wieder einem Wodka Tonic. Wobei der Leser, der dem atemlosen und in langen Satzkaskaden sich ergiessenden Monolog folgt, ähnlich wie in manchen Romanen Philip Roths erst allmählich die Hintergründe für die existenzielle Panik zu erkennen vermag: die Schuld am Tod seines Freundes Porky; das Wissen um die Todesopfer in der eigenen Familie, seit Generationen; die Scham, nicht selbst den Mut zum bewaffneten Kampf gehabt zu haben.

Wie selbstverständlich und gleichsam en passant die Gewalt die dortigen Leben umstülpen kann, wird gleich zu Beginn klar, als Erasmo seinem Freund Mister Rábit, einem markigen Mittelsmann der Guerilla, davon erzählt, dass seine Frau Eva ihn mit einem Schauspieler betrogen hat. Die beiden Männer verfolgen den Nebenbuhler, am liebsten würde Erasmo ihm «das Hirn wegblasen», also eine Lektion verpassen, reagiert aber zu langsam, als Mister Rábit dem Schauspieler in dessen Haus folgt. Und wenig später wortkarg zurückkommt und den noch warmen Schalldämpfer von seiner Pistole

schraubt. «Sieh es als einen Gefallen. Mir macht das nichts aus», knurrt der Guerillero, und Erasmo wird schier wahnsinnig bei dem Gedanken, dass er nun ein Menschenleben auf dem Gewissen hat und dass die Spur dieses Mordes natürlich zu ihm führen, dass er festgenommen, gefoltert werden wird.

Ein Rachemord am helllichten Tag, ein Plopp in den Nacken, auf dem Treppenabsatz, «er hat gar nichts gemerkt», erklärt Mister Rábit. Um sich dann, beim nächsten Wodka Tonic, vor Lachen nicht mehr einzukriegen – es war alles nur ein Scherz. Der aber zeigt, wie leicht verfügbar tödliche Gewalt für diese Männer ist, wie sie darüber moralisch verrohen und emotional verkrüppeln.

Saufen und zetern

Weshalb Diskussionen über die politische Zukunft Zentralamerikas in diesem Freundeskreis vor allem der Selbstdarstellung dienen und die Analyse des Bürgerkriegs der Rechthaberei und weshalb Frauen im Wesentlichen darauf reduziert sind, mit ihren Prachtärschen kurzzeitig vom Selbstekel abzulenken. Erasmos Aggressivität – saufend gegen sich, zeternd gegen Ehefrau und Kollegen – ist die hilflose Antwort auf eine Lebenswirklichkeit, die von Krieg und Gewalt gezeichnet ist und in der weder Religion, demokratische Ethik noch politische Utopien die Grundlage für ein funktionierendes gesellschaftliches Miteinander zu liefern vermögen.

Erasmo Aragón ist nicht der erste gescheiterte Mann in Moyas Werk, das inzwischen über fünf Romane (drei davon übersetzt) in grellen Schlaglichtern das Schicksal der Familie Aragón aus der politischen Oberschicht El Salvadors verfolgt. Da war sein Grossvater Pericles Aragón, der am Ende von «Der schwarze Palast» (2008) desillusioniert auf die von Korruption und Gewalt gezeichnete Geschichte seiner Heimat El Salvador zurückblickte. Oder der Diplomat Alberto Aragón, der in «Aragóns Abgang» (2005) vergeblich an seinem politischen Comeback arbeitete. Und immer sprechen unsichere Erzähler zum Leser, paranoide Stimmen von Verlierern, die sich in der Welt der Bürgerkriege des 20. Jahrhunderts nicht mehr zurechtfinden.

Bezeichnenderweise stehen aber nicht die Phasen militärischer Kämpfe im Mittelpunkt der Fiktionen, sondern die Zeiten nach Revolution und Krieg, in denen die Menschen keine Orientierung finden; Schauplatz ist selten das Land, meist die Stadt, ihr Labyrinth, ihre fragmentierte Gesellschaft. Hier sehen sich Moyas Figuren, mit gebrochenen Identitäten und beschädigtem Gedäch-

nis, vor die Alternative gestellt, entweder selbst Gewalt anzuwenden oder Opfer von Gewalt zu werden, wenn sie überleben wollen.

Einiges in diesen Romanen ist autobiografisch und wurzelt in Moyas Familie, die halb in Honduras, halb in El Salvador zu Hause war und in der der 1957 geborene Autor von Kind an lernte, dass Krieg Alltag ist, nicht Ausnahme. Er selbst arbeitete Anfang der achtziger Jahre als Journalist für die Befreiungsarmee FMLN, bevor er sich enttäuscht abwandte, nach Mexiko ins Exil ging, nach seiner Rückkehr nach El Salvador Anfang der neunziger Jahre vor Todesdrohungen fliehen musste und inzwischen in den USA lebt. Mehr als revolutionäre Hoffnung überschattet politische Desillusionierung sein Leben, der er seit bald zwanzig Jahren schriftstellerisch zu Leibe rückt. Und ein Werk geschaffen hat, das wegen seines schonungslosen Blicks auf scheiternde Gesellschaften gerade in den USA oder Frankreich in einem Atemzug mit demjenigen Roberto Bolaños genannt wird.

Aus eigener Erfahrung gestaltet Moya also seine Protagonisten als Scheiternde in einer Welt der Gewalt – und wie er stemmen sie sich diesem Scheitern erzählend entgegen. Das Erzählen als Überlebensstrategie radikalisiert er zu jener Art der Figurenrede, deren Verwirrung, Verzweiflung, Verwundung auch in den deutschen Übersetzungen von Stefanie Gerhold im vorwärtsdrängenden Stakkato innerer Monologe spürbar wird. Im ununterbrochenen Redefluss steckt die Beschwörung, dass man nur erzählend überleben kann.

In den Literaturen Europas hat dieses Motiv des Überlebens an existenzieller Bedeutung verloren; der drohende gewaltsame Tod kommt hier vor allem in der Genre-Literatur vor, bevorzugt als Stereotyp zur Erzeugung von Rahmenspannung. Ganz anders in Mittelamerika, wo das nackte Leben einen ganz anderen Wert besitzt. Überleben ist dort offenbar so exzeptionell, dass beinahe alle Romane Moyas um dieses existenzielle Motiv herum konstruiert sind. Was in unserer Lektüre auf den ersten Blick als «Scheitern» erscheint, hat vor dem zentralamerikanischen Hintergrund noch einen anderen Sinn: Wenn Gewalt und Mord allgegenwärtig sind, ist allein schon das Überleben ein Zeichen der Hoffnung und «Scheitern» ein Sieg über widrige Umstände.

Überlebensstrategie Erzählen

So betrachtet, tragen Horacio Castellanos Moyas Bücher das Wissen in sich, wie man in traumatisierten Gesellschaften überleben kann, aber auch, welchen

Schaden das Individuum bei diesem Kampf nimmt. Diesen psychischen Schaden erfährt der Leser seiner Bücher ganz unmittelbar, denn oft sind die Erzählerstimmen selbst von ihm betroffen, wenn etwa in Moyas mächtigstem, leider noch nicht übersetztem Roman «Insenatez» (2004) die Überlebenden des Genozids an den Maya-Quiché in Guatemala schlicht keine Worte, keine Sprache für ihre Zeugenaussagen finden und der Erzähler unter krankhaftem Verfolgungswahn leidet.

Oder wenn in «Der Traum von Rückkehr» für den Leser nicht eindeutig auszumachen ist, was Alkoholwahn und was Erkenntnis ist, was Katerschmerz oder Weltekel. So erzählt dieser Roman die unschöne Geschichte eines Mannes, der als Vater, Gatte, Freund ein Versager ist. Am Ende sehen wir ihn im Flughafen, doch seine Rückkehr ist kein Traum mehr, sondern nurmehr eine Flucht vor einem Leben, das er sich selbst zur Hölle gemacht hat. Keinerlei Ironie ummäntelt seine Schwächen, kein Wendepunkt der Handlung eröffnet eine Lösung seiner Probleme, kein Erzählerkommentar relativiert sein Exemplum. Aber, und darin liegt seine raue Kraft, wie einst Scheherazade ermächtigt er sich selbst zum Erzähler, und solange seine Stimme spricht, gibt es Hoffnung.

Horacio Castellanos Moya: Der Traum von Rückkehr. Roman. Aus dem Spanischen von Stefanie Gerhold. Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2015. 176 S., Fr. 28.90.